

stand wächst, vor allem die Datenerhebung durch Privatunternehmen bedarf stärkerer Kontrolle. Dass aber inzwischen nicht wenige die Selbstbestimmung im Netz als Selbstentblößung praktizieren, dagegen ist kein juristisches Kraut gewachsen.

Das einst vom Verfassungsgericht kreierte Grundrecht auf informationelle Selbstbestimmung sieht sich heute Belastungsproben ausgesetzt, denen gegenüber die wuchtigen Televisoren des Großen Bruders in 1984 geradezu harmlos wirken. Kann das Recht den neuen Belastungen standhalten?

Wolf Scheller

Zornig bleiben

Max Frisch und die Deutschen

Sein einstiger Nachbar und zehn Jahre jüngerer Landsmann Friedrich Dürrenmatt hat über den Freund gesagt: »Ich komme vom Denken, der Frisch muss alles erleben.« Er war Architekt und Schriftsteller, ein Schweizer Bürger, während des Krieges eingesperrt in seinem Land. Max Frisch wurde darüber zum Weltbürger, dessen Abneigung gegen Routine sein Denken und Schreiben bestimmte. Was ihn bewegte, wurde zum Stoff der Literatur. Er trug die Utopie in sich, dass der Mensch wach und wandlungsfähig sei. Vor 100 Jahren wurde er geboren.

Wolf Scheller

(* 1944) lebt als Rundfunkredakteur in Köln. Seine Schwerpunkte sind jüngere Zeitgeschichte und Literatur.

wolfscheller@gmx.de



Der junge Max Frisch hatte ursprünglich mit Politik nichts im Sinn. Dass in Deutschland die Nazis zur Macht gelangt waren, schien ihn damals nicht sonderlich zu berühren. In Ragusa begegnen ihm »geflüchtete Deutsche, deren Verzweiflung maßlos ist«. Und in einem Aufsatz in der *Zürcher Illustrierten* vom April 1933 bemerkt er trocken: »Nebenbei: Von Politik

Oder kennt die »Informationsgesellschaft« bald keine Geheimnisse mehr? Was bleibt vom Grundrecht auf Datenschutz? Etwas Nennenswertes, meinen die Optimisten; so gut wie gar nichts, die Pessimisten. Man weiß nicht recht, auf welche Seite man sich schlagen soll. Was also bleibt? *Ziemlich genau das, was die Leute von ihrer Privatheit gegen Staat und Wirtschaft verteidigen*, sagen manche. Ob das die Realisten sind, wird sich zeigen. So viel freilich ist heute schon klar: Nur Daten, die gar nicht erst erhoben werden, sind wirklich geschützte Daten.

verstehe ich, ohne aufzuschneiden, gar nichts ... Diese politischen Rechnungen mit lauter Unbekannten finde ich ein ulkiges Gesellschaftsspiel.«

Erst der Krieg und das Entsetzen über die Verbrechen der Deutschen öffnen dem Dramatiker die Augen. Als »Neutraler« hatte Frisch in den Jahren 1946 bis 1949 die Möglichkeit, das von den Schrecken des Krieges geschlagene Europa auf Reisen in Augenschein zu nehmen. Er fuhr vor allem immer wieder ins zerstörte Deutschland. Aus diesen Jahren stammen seine Tagebuch-Aufzeichnungen, deren Scharfsicht oft die Witterung für neue Verhältnisse erkennen lassen, für neue Reduzierungen der Menschlichkeit angesichts der gerade bedenkten Todeskämpfe. Damals entstand

seine Geschichte vom »andorranischen Juden«, die später zu dem Theaterstück *Andorra* wurde. Das Tagebuch enthält auch drei nicht abgeschickte Entwürfe eines Briefes an einen jungen Deutschen, einen ehemaligen Obergefreiten. Mit diesem fiktiven Adressaten setzt sich der junge Autor mit deutscher Schuld und ihrer Verdrängung auseinander: »Unser Glück blieb ein scheinbares«, heißt es da. »Wir wohnten am Rande einer Folterkammer, wir hörten die Schreie, aber wir waren es nicht selber, die schrien; wir selber blieben ohne die Tiefe erlittenen Leidens, aber dem Leiden zu nahe, als dass wir hätten lachen können...«

»Klassiker inmitten unserer Gegenwart«

Max Frisch war kein Eremit im Elfenbeinturm, kein weltfremder Eigenbrötler. Als Böll in den 70er Jahren zum *Praeceptor Germaniae* wurde (und dabei ein rheinischer Schelm blieb), als Grass sich längst in einen politischen Kämpfer verwandelt hatte, da blieb Max Frisch sich und seinen Themen treu, ein »Klassiker inmitten unserer Gegenwart«, wie man ihn genannt hat. Seine Mentalität und Sensibilität speiste sich nicht aus dem Außenseitertum oder dem Geist der Rebellion. Er war ein zutiefst bürgerlicher Schriftsteller, ein distanzierter Beobachter, ein ironischer Zeuge und urbaner Humorist, im Grunde ein Ankläger wider Willen. Sehr undeutsch.

Dennoch brauchte er dieses Deutschland. Daheim, in der Schweiz, bedrückte ihn die Enge einer in Selbstgefälligkeit erstarrten Zivilgesellschaft, deren Behörden sich nicht entblödeten, ihre Autoren insgeheim überwachen zu lassen, als handele es sich um potenzielle Vaterlandsverräter. Und dann vor allem Brecht. Die Begegnung mit dem aus amerikanischem Exil zurückgekehrten Stückeschreiber 1948 in Zürich war für Max Frisch prägend. An Brecht be-

wundert er: »Eine schöpferische Geduld, wieder von vorn anzufangen, Meinungen zu vergessen, Erfahrungen zu sammeln und zu befragen, ohne ihnen die Antwort aufzudrängen.« Die Fähigkeit zu unabhängigem Denken und Handeln, die er bei Brecht zu entdecken glaubt, wird er bei sich selbst ausbilden. »Er hat mich nicht ideologisieren können, aber mir politische Verhältnisse deutlich gemacht.«

Was Brecht im Theater anstrebte, entwickelte Frisch im Roman: Verfremdung als Kunstziel. Indem er auf sich schaut, erlebt er das Eigene als etwas Fremdes. Ob Faber oder Stiller, ob Geiser (*Der Mensch erscheint im Holozän*) oder Doktor Schaad (*Blaubart*) – immer ist auch das Ich des Autors Frisch zur Stelle, das »sich selbst lesen zu können« versucht. War dies eine Flucht aus dem Leben in die Literatur, wie manche Interpreten behaupten? Jeder Mensch, erklärte Frisch bei Gelegenheit, »erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er, oft unter gewaltigen Opfern, für sein Leben hält, oder eine Reihe von Geschichten, die mit Namen und Daten zu belegen sind, so dass an ihrer Wirklichkeit, scheint es, nicht zu zweifeln ist. Trotzdem ist jede Geschichte, meine ich, eine Erfindung. Und daher auswechselbar.«

Damit war ein Grundakkord in Frischs Werk angeschlagen: das Individuum, das an sich selbst arbeitet; der Autor, der sich mit seinen Romanfiguren neue Identitäten schafft. Stiller, Faber oder Gantenbein versuchen, der bürgerlichen Existenz zu entkommen und einem Milieu, in dem Frauen eine gewisse Störfunktion haben. Frischs große Romane aus den 50er und 60er Jahren sind im Grunde Eheromane. Es gibt Reminiszenzen an *Effi Briest* oder *Anna Karenina*. Frischs Helden schlagen sich mit Konflikten herum, die bereits literarisch gestaltet sind. Man lebt in der Wiederholung. Ehekrise als nachgelebte Literatur. Max Frisch als Romanautor in der Tradition des klassischen deutschen Erzie-

hungsromans. In Büchners *Lenz* heißt es am Ende: »So lebte er hin...« Frisch schreibt über seinen Stiller: »Stiller blieb in Glion und lebte allein.«

Frisch und die Politik

In den 60er Jahren entdeckt Frisch, jetzt bereits ein weltberühmter Autor mit Stücken wie *Biedermann und die Brandstifter* und *Andorra*, die Politik für sich. Er tritt für einen demokratischen Sozialismus ein, artikuliert sich zunehmend politisch und hält sich mit literarischen Veröffentlichungen auffallend zurück. Er hält sich für längere Zeit in der Bundesrepublik und Westberlin auf, hat Kontakt zu Künstlern und Schriftstellern in der DDR. Mit Uwe Johnson verbindet ihn eine enge Freundschaft, aus der Sicht des Jüngeren fast eine Vater-Sohn-Beziehung. Im Tagebuch beschreibt er ein Treffen mit Christa Wolf 1968 bei einer Reise in die Sowjetunion: »Gespräch mit Christa Wolf und ihrem Mann bis vier Uhr morgens, draußen die helle Nacht über Wolga und Land. Labsal: dass man Widerspruch gelten lassen kann. Lange Zeit saß ein sowjetischer Genosse dabei, der zuhörte, aber mich nicht störte. Er scheint berichtet zu haben: heute wissen meine Funktionäre, dass es ein sehr interessantes Gespräch gewesen sein soll, das wir geführt haben.«

Frischs Tagebücher konnten in der DDR nur zensiert erscheinen. »Ich habe lange in Berlin gelebt. Da habe ich die Leute mehr kennengelernt und habe erfahren, dass mein striktes *Nein* kontraproduktiv ist. Die DDR-Schriftsteller sagten mir: »Wir haben die Bücher eh in der Originalausgabe. Aber dass es gedruckt wird, hilft uns. Sie als Ausländer können dabei helfen, wie weit man gehen kann, etwa in der Ich-Beschäftigung.« Aber es bleibt ambivalent, Auslassungen zuzustimmen; es ist zweischneidig.«

»Die Schweiz als Heimat« heißt eine Re-

de von Max Frisch. Die Mundart, sagt er da, halte das Bewusstsein in uns wach, »dass Sprache, wenn wir schreiben, immer ein Kunst-Material ist«. Dagegen: »Was mich mit diesem Staat heute noch verbindet: ein Reisepass.« Das schreibt er einen Monat vor seinem Tod. Helmut Schmidt empfand ihn »immer als einen deutschen Schriftsteller«. 1975 nahm er ihn mit zu einem Staatsbesuch in Peking: »Ich fühlte mich zu Frisch hingezogen, es entstand eine Freundschaft aus der Distanz zwischen dem humanitären Moralisten, dem Schreiber Frisch, der ein idealistischer, wenngleich resignativ gestimmter Sozialist war, und dem praktisch handelnden sozialdemokratischen Bundeskanzler.« 1977 auf dem SPD-Parteitag in Hamburg war Frisch auf Anregung Schmidts als Gastredner eingeladen. »Ich kann mir nicht denken«, sagte Frisch damals, »dass Politik ohne die lästige Assistenz der Intellektuellen eine geschichtliche Chance hat.« Über seine eigene Rolle im Kräftespiel zwischen Kultur und Politik gab er sich keiner Illusion hin. Bereits 1964 fragte er rhetorisch: »Bin ich dadurch, dass ich mich vor anderen Mitbürgern auszeichne am Schreibtisch, berufen oder auch nur befugt, Staatsmännern schreibend die Aufgabe zu stellen, der ich mich dann selbst entziehe?«

Frisch war in dieser Hinsicht selbstkritischer, auch skrupulöser als viele westdeutsche Kollegen, die wie Heinrich Böll von der moralischen »Interventionspflicht« der Schriftsteller sprachen und sich – keineswegs nur zum Vorteil der Literatur – zu allem und jedem äußerten. »Fast wage ich es zu sagen: das Private. Was die Soziologie nicht erfasst, was die Biologie nicht erfasst: das Einzelwesen, das Ich, nicht mein Ich, aber ein Ich: die Person, die diese Welt erfährt als Ich, die stirbt als Ich...« Was Frisch von vielen schreibenden Altersgenossen in Deutschland trennte, war die Erkenntnis, dass keineswegs Parolen und Thesen in der öffentlichen Debatte die politisch-gesellschaftliche Bedeutung eines Autors ausma-

chen. Für einen Dichter wie Frisch galt die Faustregel: Je privater die Prosa, desto größer ihr Anrecht auf öffentliches Interesse. Und je direkter ein Text Politisches diskutiert, desto mehr wird es zur Privatsache des Bürgers Frisch. Also erzählt Frisch in seinen späten Werken wieder vom Individuum auf der Suche nach der Selbstverwirklichung, von der leidenden Kreatur zwischen Liebe und Tod, von Erfüllung und Enttäuschung, von Sehnsucht und Verzweiflung.

»Sein Deutsch war«, wie Reich-Ranicki urteilte, »wie der Stil anderer großer

Schweizer, etwa Robert Walsers, von etwas Linkischem, vom Unbeholfenen oder scheinbar Unbeholfenen nie ganz frei. Es mag aber sein, dass gerade das, was von manchen als störend empfunden wurde, seiner Diktion zu ihrer herben Zartheit verholfen hat und zu jener Qualität, die sich kaum überschätzen lässt: Frischs Sprache erweckt Vertrauen.« Und Günter Grass erinnert sich: »Mir hat er, neben vielem, aus langer Rede einen leicht stotternd, deshalb wiederholt gesprochenen Satz als Rat hinterlassen: Nicht weise werden, zornig bleiben.«

Eckhard Fuhr

Dem Reinheitsgebot verpflichtet

Der neue Literaturpreis »Von Autoren für Autoren«

Zum ersten Mal wurde der Lübecker Literaturpreis verliehen. Ohne den sonst bei den zahlreichen Preisen üblichen Blick auf den Markt bleiben hier Dichter unter sich. Günter Herburger ist der aktuelle Preisträger.

«Lieber Günter Grass, ich danke sehr, dass ich den Lübecker Literaturpreis als Erster erhalte. Außerdem ehrt es mich, dass er von Dichtern für Dichter ausgewählt wurde. Wie sehr viel früher waltet dadurch eine Art Reinheitsgebot, das ist wunderbar...« (Günter Herburger).

Literaturpreise werden von Akademien, von Städten, von Rundfunkanstalten, von Stiftungen, von Unternehmen, vom Börsenverein des deutschen Buchhandels vergeben. In den Jurys sitzen Kritiker, Verleger, Professoren, Redakteure, Lektoren. Es soll in Deutschland schätzungsweise 1.500 Literaturpreise geben, die Stipendien und Stadtschreiberstellen eingerechnet. Nur einen aber gibt es, bei dem die Dichter unter sich bleiben. Er ist Ende Januar mit der Vergabe an Günter Herburger in Lübeck aus der Taufe gehoben worden, was, wie Oberbürgermeister Bernd Saxe in der



Eckhard Fuhr

(* 1954) ist Korrespondent für Kultur und Gesellschaft der Zeitungen *Die Welt* und *Welt am Sonntag*. Zuletzt erschien im Berliner Taschenbuch-Verlag: *Wo wir uns finden. Die Republik als Vaterland*.

eckhard.fuhr@welt.de

traditions gesättigten Kulisse des Scharbauseales der Stadtbibliothek frohlockte, die Stadt an der Trave für einen Moment zur literarischen Hauptstadt machte. Der Preis trägt tatsächlich den an einen biederen Werbeslogan erinnernden Namen »Von Autoren für Autoren« und soll künftig alle zwei Jahre immer dann verliehen werden, wenn der Thomas-Mann-Preis, den die Stadt zusammen mit der bayerischen Akademie der Schönen Künste vergibt, nicht in der Hansestadt, sondern in München